

Kalender-Baba

Thoppil Mohammed Meeran

Der Elefantenfelsen lag östlich des Dorfs. Nur wenn man auf seine Spitze stieg, konnte man die Mondsichel erkennen, welche den Beginn der Fastenzeit und einen Monat später das Fest des Fastenbrechens anzeigte. Wenn es nicht bewölkt war, glich die Mondsichel einem gebogenen Faden, der an den Himmel geheftet war. Um den Beginn der Fastenzeit zu bestätigen, riefen die Versammelten: „Wir haben die Mondsichel gesehen!“, und zogen durch das ganze Dorf. Auch um die Mondsichel zu sehen, welche das Fest des Fastenbrechens anzeigte, stiegen wir auf den Elefantenfelsen. Wir blickten gespannt hinauf, um den ersten, noch kaum sichtbaren Mond zu erspähen, sobald er sich zeigte. Wenn in diesem Moment irgendein Wolkenfetzen lahmen Fußes über den klaren, schwarzblauen Himmel zog, kam unbändiger Zorn auf. Wir schimpften zügellos, dass sie sich davon mache. Trotzig verharreten wir, denn wir mussten irgendwie den Feiertag am Ende des Ramadan erreichen, damit wir, wie

es einem solchen Tage angemessen war, die Verwandten besuchen konnten, mit neuen Kleidern und Rosenwasser auf deren Baumwollschlaufen. Sobald die Augen den blütenweißen Mond, der noch vor einigen Minuten verborgen gewesen war, am westlichen Firmament ausmachten, begann ein wahres Rennen vom Elefantenfelsen hinab – „Wir haben die Mondsichel gesehen!“. Da wir Kinder ja lügen konnten, stieg immer ein Erwachsener als Zeuge mit auf den Felsen. Nicht irgendein Erwachsener, sondern Kalender-Baba.

Er log nie. Er war ein ehrlicher Mensch, der immer sagte, was er gesehen hatte, ohne etwas zu verheimlichen. Was er sagte, bedurfte keines Zeugen.

„Ich habe ihn gesehen, hört ihr?“ sagte er immer.

Zur Bestätigung fragte der Dorfvorsteher: „Du hast ihn gesehen?“.

„Ich habe ihn gesehen, mit beiden Augen hab’ ich ihn gesehen“. Jedes Mal dieselbe Frage, dieselbe Antwort.

Sofort ließen sie dann die große Trommel in der Moschee schlagen und durch Lautsprecher den Feiertag verkünden. Hier traute niemand dem Kalender.

Baba war unser Kalender.

Zur Feier des Tages gab es speziell für den alleinstehenden Baba neue Kleider auf Kosten des Dorfvorstehers – eine Dhoti und einen Schal. Wollte man ein frommes Werk tun, so bereitete man ihm in den Häusern eher ein Essen, als dass man die Moschee reinigte. Zwei Handvoll Reis, wie für die Hühner.

Er hatte einen grauen Bart. Auf dem Kopf trug er eine Kappe, und die vier Ellen lange Dhoti, welche er umhatte, reichte bis zur Wade. Wie um die Dhoti zu verbergen, hatte er ein loses Hemd an, welches bis zu den Knöcheln herab reichte. Irgendein Krösus hatte es ihm geschenkt. Es war Babas Markenzeichen.

Um die Mondsichel zu erspähen, die dieses Jahr wieder das Fest anzeigen würde, stiegen wir alle, Atraf, Sultan und Hamid, auf den Felsen. Wie gewöhnlich kam Kalender-Baba als Zeuge mit. Die Mutter hatte unsere ältere Schwester in Trivandrum angerufen, und die sagte am Telefon, dass das Fest dort morgen stattfinden würde. Im Vertrauen darauf hatte meine Mutter Reis in Wasser eingeweicht

Ajit Chaudhari

EINE SZENE WEICHT ZURÜCK

Eine Szene weicht zurück
wird unscharf
und verfließt am Himmel
eine Szene rückt heran
gewinnt an Deutlichkeit
und hebt sich scharf umrissen vom Himmel ab
wie wenn eine unsichtbare Hand
einen feinen transparenten Vorhang
hoch- und niedergehen ließe
aus Bergmassiven werden Aufschüttungen von Sand
werden unscharf und verschwinden
Felder, Bäume und Gebäude
bauschen sich in Bahnen aus Grün und Gelb
einer, der die Dinge, die entrücken,
deutlich sehen will
tritt immer wieder an das Fenster seiner Augen
was durch die Augen
ins Innere gelangt
soll unverändert auf demselben Weg zurück
bleibt aber
irgendwo in den Winkeln der Erinnerung stecken
und hin und wieder
macht es sich bemerkbar.

Ajit Chaudhari wurde 1952 in Mohad, Distrikt Narsinghpur - Madhya Pradesh - geboren.

für mannigfaltige Snacks und Süßigkeiten wie Reispfannkuchen, Schmant oder süße Reisklöße.

Zwei Hähne, die Kaimani Sundaram gestiftet hatte, waren an einen Zaunpfahl gebunden worden und pickten Reiskörner auf. Schon heute stieg einem der Duft in die Nase, wie sie morgen im Kochtopf schmoren würden. Es roch nach Butterreis, allerlei Beilagen und süßen Reiskrapfen.

Bei Gott! Morgen musste einfach das Fest sein. Kaparadi Appa hatte die Angewohnheit, uns von dem Lohnzuschlag, den er am Feiertag erhielt, eine Rupie zu schenken.

In Sultans Haus kneteten sie Teig, um Reispfannkuchen zuzubereiten. Hamids Vater hatte bereits einen Bock ausgesucht und angebunden.

Gemeinsam mit Kalender-Baba erreichten wir die Spitze des Elefantenfelsens. Kein Wölkchen trübte die reine, schwarzblaue Weite des Himmels. Es war, als sei er frisch gewaschen. Im Bart unter Kalender-Babas Lippe war das Haar bräunlich verfärbt vom Rauch der Beedis.

Auch durch die Nase entließ er den Rauch, und stürzte die Kinder damit in große Verwunderung.

Als Baba, der in der Winterkälte zitterte, sich ein Bündel der örtlichen Beedis und eine Packung „Elimark“-Streichhölzer in seine Tasche steckte, überkam ihn nie da gewesene Zufriedenheit. Aber er ließ es sich nicht anmerken. Der Nachtwind, der vom Arabischen Meer herüberwehte, war klamm. Sobald die Sonne im Meer versank, war unser Blick auf die Weite des Firmaments gerichtet.

„Wofür ein Bündel Beedis?“

„Ist euch nicht kalt?“

„Es ist schrecklich kalt“

„Baba, unsere Mutter hat schon den Reis eingeweicht und so...“, sagte Atraf.

Baba schenkte dem Gesagten kein Gehör. „Unsere Mutter hat auch schon den Reisteig geknetet“, fügte Sultan hinzu.

Kalender-Babas Blick war auf den wolkenlosen schwarzblauen Himmel gerichtet.

„Baba, siehst du die Mondsichel nicht?“

Sobald er den Klang des Gebetsrufes aus den in Erwartung des Feiertages auf dem Minarett befestigten Lautsprechern vernahm, strich Baba ein Streichholz an, hielt es an ein Beedi und brach das Fasten.

„Du, eine Wolke kommt. Schau mal, sieht das nicht aus wie ein Faden?“

Baba stand stumm da, ohne seinen starren Blick vom Himmel abzuwenden. Er hatte nicht gesehen, dass eine Wolke vorbeigezogen war. Wenn es nach Babas Kalender ging, war es unmöglich, dass Morgen das Fest des Fastenbrechens stattfinden würde. Er rechnete nach.

„Wir alle haben ihn gesehen, Baba – erkennen ihn deine Augen nicht?“

Baba war verwirrt und wusste nicht, was er sagen sollte. Vielleicht war sein Augenlicht mit dem Alter trübe geworden. Alle Kinder sagten, sie hätten die Mondsichel gesehen. Es waren gute Kinder. Dass ihm die Augen oft tränten war ein Zeichen dafür, dass sein Augenlicht schwand. Sollte er sagen, dass er die Mondsichel erblickt hätte, die er ja eigentlich nicht gesehen hatte? Oder sollte er abstreiten, die Mondsichel gesehen zu haben, von der die Kinder versicherten, sie hätten sie gesehen? Was sollte er dem Dorfvorsteher sagen? Baba war wirklich in einer Zwickmühle.

Er würde nicht lügen. Falls die Dörfler herausfänden, dass sein Augenlicht schwach geworden war, dann würden sie ihn noch zu diesem Fest wie einen alten Kalender von der Wand nehmen, an der er hing, ihn aufrollen und wegwerfen. Denn nur als Kalender hatte er einen Wert. Es mochte sein, dass der Wolkenfetzen, von dem die Kinder gesprochen hatten, die Mondsichel verdeckt hatte. Oder könnte es sein, dass die Mondsichel just dann erschienen war, als er sich die tränenden Augen abwischte, und dass sie die Wolke dann verborgen hatte? Zweifel umfingen ihn. Plötzlich erhob sich das Geblöke der Lämmer, welche ahnten, dass morgen ihr Leben unter Qualen enden würde, als sie sahen, dass die Messer geschärft wurden. Es ließ den westlichen Dorfteil, der sich zu Füßen des Elefantenfelsens befand, erzittern.



Foto des Autors in seinem Büro.

Torsten Tschacher

Vom Elefantenfelsen konnte man beobachten, wie die Freude und die Ausgelassenheit der Kinder das Dorf ergriffen.

Diese Freude...

Dieses fröhliche Gemurmel...

Falls er sagen würde, er habe den Mond nicht mit eigenen Augen gesehen, würden die Gesichter des Dorfs ermüden. Die Kinder, die jetzt glücklich herumtollten und vor Freude schier explodierten, würden verwelken wie Blattstiele.

Und der eingeweichte Reis, der bereits geknetete Reisteig der armen Dörfler...

Die zitternden Lämmer sahen das Gesicht des Todes in den glitzernden Messern. Die Qualen der sprachlosen Kreaturen einen weiteren Tag zu verlängern wäre außerordentlich grausam. An diesem heiligen Tag sollte man Gnade mit ihnen haben und ihre Qualen verkürzen.

„Wir haben die Mondsichel gesehen, wir haben die Mondsichel gesehen!“, rief Araf. Sultan und Hamid stimmten lauthals ein.

Hinter ihnen schritt Kalender-Baba mit gefalteten Händen. Am Tor der Moschee wartete der Dorfvorsteher.

„Du hast ihn gesehen?“

Sollte er sagen: „Ich habe ihn gesehen, mit beiden Augen hab' ich ihn gesehen“? Oder lieber: „Ich habe ihn nicht gesehen“?

In diesem Moment des Zögerns traten ihm plötzlich Tränen in die Augen.

„Was ist, Baba?“

„Mein Augenlicht ist geschwunden“.

Wie einen alten Kalender rollten sie ihn zusammen.

Gemäß dem neuen Kalender, dem der Kinder, gab der Dorfvorsteher den Befehl, die große Trommel in der Moschee zu schlagen und über die Lautsprecher den Ruf erschallen zu lassen, der den Feiertag ankündigt:

Gott ist groß!

Gott ist groß!

Gott ist groß!

Aus dem Tamil übersetzt von Torsten Tschacher.

Zum Autor

Thoppil Mohammed Meeran wurde 1944 in dem Dorf Thengapattinam im damaligen Fürstenstaat Travancore geboren. In seinen Romanen und Kurzgeschichten beschreibt er den sozialen und kulturellen Wandel unter den Muslimen der Küstendörfer des Kanniyakumari Distriktes im äußersten Süden Indiens. Viele seiner Geschichten sind in andere



indische Sprachen und ins Englische übersetzt worden. 1997 erhielt er den renommierten *Sahitya Akademi Award*. Neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit ist er Mitherausgeber der muslimischen Monatszeitschrift *Samanilai Samudhayam* [„Die egalitäre Gesellschaft“]. Die vorliegende Kurzgeschichte entstammt der Sammlung *Oru kutti divin varaipadam* [„Landkarte einer kleinen Insel“], und wurde erstmalig am 6.12.2002 in der Tageszeitung *Dina Thanthi* veröffentlicht.

Anita Varma

NOCH EIN GEBET

Herr, meinen wunderbaren Zustand stört das in der Morgenkälte bebende zerschlissene Hemd des Rikschafahrers

Dass ich das hier schreibe, tut mir Leid, weil es nicht im entferntesten Poesie sein kann in meinem Schlaf fühlt sich sein Hemd klamm an es wird zum Tuch zum Tischabwischen oder einem Aufwischlappen ich denke dann an meinen teuren Schal den ich nicht fertig brachte ihm zu geben

Herr, befreie mich einer zufriedenen Welt zuliebe von den Gewissensbissen, damit ich den teuren Schal tragen kann und mein Schlaf die Riksha zudeckt.

Anita Varma wurde 1959 geboren. Studium der Hindi-Literaturwissenschaft in Bhagalpur, Bihar. Lebt in Ranchi. Arbeit für Literaturzeitschriften, Herausgeber- und Übersetzertätigkeit.